

Prof. Dr. med. Alessandra Curioni-Fontecedro,
Chefärztin Onkologie
am Kantonsspital Fribourg



Prof. Dr. med. Alessandra Curioni-Fontecedro im Porträt

«Für meine Patienten gebe ich 300 Prozent»

Prof. Dr. med. Alessandra Curioni-Fontecedro ist seit Oktober 2022 Chefarztin Onkologie am Kantonsspital Fribourg mit Schwerpunkt Lungenkrebs. Obwohl es ihr am Anfang schwer gefallen ist, sich auf französisch zu verständigen, fühlt sie sich inzwischen in Fribourg «fast als Teil einer Familie». Absolute Priorität haben aber ihre drei Kinder, die mit vielen Sprachen aufwachsen.

Interview | Dr. med. Eva Ebnöther

● **OncoMag: Prof. Curioni, Sie sind seit knapp einem Jahr Chefarztin in Fribourg – wie haben Sie diese erste Zeit erlebt?**

Alessandra Curioni-Fontecedro: Es kommt mir vor, als wäre ich schon x Jahre hier tätig – es ist unglaublich! Ich fühle mich extrem wohl. Viele Leute fragen mich, ob ich nichts vermissem – ich war ja vorher am Unispital in Zürich. Nein, ich vermisse nichts, denn ich habe hier wirklich das Gefühl, Teil eines Teams, Teil einer Familie zu sein. Die Leute in Fribourg, ob Administration, Pflegende, HR oder Ärztinnen und Ärzte, waren und sind enorm hilfsbereit.

Wie viele Ärzt:innen arbeiten hier auf der Onkologie?

Insgesamt ausser mir acht leitende Ärzt:innen, zwei Oberärzte, ein Oberarzt i. V. und drei Assistenzärzt:innen. Wir werden dieses und nächstes Jahr jeweils eine neue Stelle schaffen. Das Team wächst also weiter.

Zuvor waren Sie lange am Universitätsspital Zürich tätig. Wie kam es zum Wechsel?

In der Schweiz gibt es als Ordinarius in Onkologie nur sehr wenige Stellen. Als die Stelle in Fribourg

ausgeschrieben wurde, wusste ich: Ich muss mich unbedingt bewerben. Ich kannte Fribourg nicht gut, aber ich tauschte mich mit dem ehemaligen Chefarzt Prof. Daniel Betticher aus. Er freute sich sehr über mein Interesse, zumal wir beide das Spezialgebiet Lungenkrebs haben. Ich bin sehr glücklich, wie einfach und selbstverständlich mein Wechsel über die Bühne ging.

Merken Sie einen Unterschied zwischen den Zürcher und den Fribourger Patient:innen?

Hier reden sie vor allem Französisch (lacht). Das Französisch war für mich die grösste Herausforderung, denn ich wollte ja viel Patientenkontakt haben.

Ist Ihnen als Italienerin das Französisch nicht leicht gefallen?

Ich habe ein Problem mit Sprachen: Wenn ich nicht die perfekt passenden Wörter finde, bin ich blockiert. Anfänglich sah ich nur deutschsprachige Patientinnen und Patienten, nach einigen Monaten auch die französischsprachigen. Jetzt geht es problemlos mit dem Französisch. Das ist wunderbar. Und ich lerne jeden Tag etwas Neues. Die Menschen hier nehmen

es gelassen, wenn ich mal ein Wort nicht finde, und sind hilfsbereit und verständnisvoll. Was aber neu ist in meiner klinischen Tätigkeit: Hier sehe ich alle Tumorentitäten, bis auf die Leukämien, die von der Hämatologie abgedeckt werden. In Zürich war das nicht so.

Ihr Schwerpunkt liegt aber nach wie vor auf der Lunge?

Ja, ich behandle vor allem Menschen mit Lungentumoren. Aber wenn mein Team Hilfe braucht, sehe ich auch Personen mit Brustkrebs, gastrointestinalen Tumoren oder anderen Krebsarten. Es ist eines unserer Ziele, dass niemand länger als eine Woche auf eine Erstkonsultation warten muss. Wir setzen uns zusammen, besprechen, wer dringend gesehen werden muss, und finden einen freien Termin. Selbstverständlich gibt es Ausnahmen. Bei manchen Patientinnen und Patienten ist es nicht indiziert, sie zu sehen, bevor nicht alle Untersuchungen abgeschlossen sind. Wenn jemand aber dringend eine Konsultation braucht, setzen wir alle Hebel in Bewegung.

Ihr Onkologie-Team ist ja nicht nur am Standort Fribourg tätig.

Ja, wir bedienen verschiedene Spitäler im Kanton und die Teammitglieder sind auch in anderen Spitälern vor Ort. Ich selbst bin einen Tag pro Woche in Tafers. Es geht mir darum, mit den Rotationen die Heterogenität der Teams an den verschiedenen Standorten auszugleichen. Jede Woche diskutieren diese Teams mit Spezialist:innen für Tumoren von Lunge, Brust, Gastrointestinaltrakt etc. die neuen Patientinnen und Patienten sowie die neuen Therapien. Das ist sehr wichtig, denn so garantieren wir, dass alle Betroffenen an den verschiedenen Standorten die gleiche, hochwertige Behandlung erhalten.

Welche Ziele haben Sie als nächste?

Wir entwickeln drei grosse Projekte, zwei davon sind patientenorientiert: Eines ist die Rehabilitation von Patientinnen mit Brustkrebs, das andere eine Klinik für die Früherkennung von Lungenkrebs. Eine solche Klinik wäre sicher hilfreich, denn im Kanton Fribourg rauchen noch immer viele Menschen. Beim dritten Projekt geht es um die Entwicklung der Onkologie hier. Wir wollen das Studienportfolio erweitern, um die Innovation nach Fribourg zu bringen. Ich denke, das ist für das Zentrum sehr wichtig. Wir haben eine neue Website mit allen Studien aufgebaut, die regelmässig aktualisiert wird. Bis Ende des Jahres werden wir noch drei, vier Studien starten – nicht nur zu Lungenkrebs. Das ist möglich, weil unser Team sehr stabil ist mit guten Studienkoordinatoren. Einer leitenden Ärztin stelle ich «geschützte» Zeit für die Leitung der Studienentwicklung zur Verfügung.

«Es ist unser Ziel, dass niemand länger als eine Woche auf eine Erstkonsultation warten muss.»

Wie sehen Sie sich als Chefin?

Ich möchte eine Umgebung schaffen, in der sich die Kolleginnen und Kollegen wohl fühlen. Sie sollen sich nicht als «unter mir» empfinden. Klar trage ich letzten Endes die Verantwortung. Aber wir arbeiten zusammen. An den Kadersitzungen diskutieren wir Entscheidungen gemeinsam. Es sollen sich alle frei fühlen, zu sagen, was sie gut oder nicht gut finden. Denn ohne eine filterlose Diskussion bringen wir es meines Ermessens nirgendwohin. In unserem Team haben alle das gleiche Ziel: eine top Onkologie zu machen für den ganzen Kanton.



Alessandra Curioni (Mitte) mit ihrem Team vom Kantonsspital Fribourg



Alessandra Curioni mit ihren drei Kindern
Adriano, Riccardo und Emanuela

Sind Sie im Zuge des Stellenwechsels nach Fribourg umgezogen?

Nein. Mein Mann und ich wohnen seit 20 Jahren in Thalwil – wir und unsere drei Kinder sind dort auch eingebürgert. Wir sind glücklich am Zürichsee. Ich wollte meine Kinder nicht mit einem Umzug stressen. Meine Karriere soll ihr Leben nicht stören, Stabilität ist sehr wichtig für sie. Also habe ich mich gegen einen Umzug entschieden. Für mich ist es kein Problem zu pendeln. Und für den Fall, dass es mal spät wird, habe ich eine Wohnung in Fribourg vis-à-vis vom Spital und kann hier bleiben, wenn es sein muss.

«Meine Karriere soll das Leben meiner Kinder nicht stören.»

Wie alt sind Ihre Kinder?

Unser Jüngster, Riccardo, ist sieben, er kommt nun in die zweite Klasse. In seiner Schule gibt es sogar ein Hallenbad, was toll ist, weil er gerne schwimmt. Meine Tochter Emanuela ist 22. Sie macht ihren Master in Wirtschaftschemie an der Universität in Zürich. Gleichzeitig ist sie Springreiterin. Der mittlere Sohn, Adriano, ist 19 und gerade im Militär.

Ihre Tochter ist schon 22? Haben Sie Ihr erstes Kind mit 15 bekommen?

(Lacht) Danke vielmals! Dass ich jünger aussehe, als ich bin, hat mit guten Genen zu tun. Auch meine Mutter hat sehr wenige Falten. Meine ersten zwei Kinder kamen während des Medizinstudiums zur Welt. Danach wollten mein Mann und ich ein weiteres Kind, doch das hat nicht geklappt. Erst als ich 2015 meinen Titel als Privatdozentin hatte, war ich offenbar ent-

spannt genug und bekam dieses grosse Geschenk, unseren zweiten Sohn. Jedes Kind ist ein Glück! Die drei sind sehr unterschiedlich, kommen aber gut zusammen aus.

Wie organisieren Sie die Kinderbetreuung?

Wir haben eine tolle Nanny, die schon mehr als 15 Jahre bei uns ist. Sie ist meine wichtigste Partnerin im Alltag. Bei allem, was ich tue, ist sie involviert: Reisen, Konferenzen, Ferien. Im Gegenzug sind wir für sie da und kommen ihr entgegen, wenn sie oder ihre Familie etwas braucht. Es ist eine Win-win-Situation. Mich beruhigt enorm, dass sie da ist. Denn für mich ist wichtig, dass ich meine Arbeit machen kann, ohne darüber nachzudenken, ob ich zu spät dran bin oder ob zu Hause etwas auf den Tisch kommt. Und jede Minute meiner Freizeit ist für meine Kinder reserviert, sie haben absolute Priorität.

Wie haben Ihre Kinder auf Ihren Wechsel nach Fribourg reagiert?

Ich habe sie stets in meine Arbeit involviert und mit ihnen darüber gesprochen, damit sie verstehen, warum ich beruflich das mache, was ich mache. Für mich ist nicht die Karriere am relevantesten, sondern immer, das Maximum für die Patientinnen und Patienten herauszuholen. Als ich die Chance erhielt, in Fribourg anzufangen, sagte ich zu den Kindern, dass ich vielleicht etwas weniger zu Hause sein werde. Aber auch in Zürich hatte ich schon sehr viel gearbeitet. Meine Kinder sind das gewohnt. Sie unterstützen mich.

Sie sind nicht nur Chefärztin, sondern auch Forscherin. Welchen Stellenwert hat die Forschung für Sie?

Ich arbeite klinisch und akademisch. Als ich am Universitätsspital in Zürich anfang, war ich zunächst nur in der Forschung tätig. Sie ist auch heute ein wichtiger Teil meines Lebens. In Zürich etablierte ich ein Forschungslabor: Wir erkannten bei Patientinnen und Patienten spezifische Probleme und konnten mit diesen Fragen zurück ins Labor gehen und im Team etwas Neues entwickeln. Das ist extrem inspirierend. Nur dank des Labors war es zum Beispiel möglich, eine klinische Studie durchzuführen, mit der wir jetzt gerade fertig werden. Ohne die Möglichkeit für die Forschung hätte ich immer Ideen in meinem Kopf gehabt, hätte aber keine Studien machen können.

Worum geht es in der erwähnten Studie?

Um die Therapie von Lungenkrebs und Mesotheliomen. Die meisten Menschen mit Lungenkrebs erhalten eine Immuntherapie, aber ein Grossteil davon wird im Lauf der Zeit resistent, oder sie sprechen von Anfang an nicht darauf an. Im Mausmodell können

wir Chemo- und Immuntherapie kombinieren, um die Resistenz zu überwinden. Als wir sahen, dass das bei Mäusen klappt, entwickelte ich mit der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für Klinische Krebsforschung eine Studie, an der Patient:innen teilnahmen, die nicht mehr auf die Immuntherapie ansprachen. Die Resultate werden im Oktober am ESMO-Kongress präsentiert.

Wie wichtig ist die Lehre für Sie?

Alle Professoren, von denen ich seinerzeit unterrichtet wurde, waren ein bedeutender Teil meines Lebens; ich schätze sehr, wie viel Wissen sie mir geschenkt haben – nicht nur an der Universität, sondern auch am Patientenbett. Ein Oberarzt am Universitätsspital in Zürich hatte eine riesige klinische Erfahrung und nahm mich im Spital überall hin mit, damit ich besondere Fälle sah, die ich sonst vielleicht nie gesehen hätte. Deshalb möchte ich auch unterrichten und mein Wissen weitergeben. Heute tue ich das an der ETH und an der Uni Fribourg. Ich will den Studierenden zeigen, wie interessant und innovativ die Onkologie ist. Wir brauchen mehr Onkolog:innen in der Schweiz und wir müssen dieses Interesse unbedingt wecken.

Wieso haben Sie Medizin studiert? Kommen Sie aus einer Medizinerfamilie?

Überhaupt nicht. Meine Mutter ist Professorin für Latein, mein Vater war Jurist und Direktor einer grossen Firma. Meine Eltern wollten, dass ich Jura studiere und eine Karriere als Anwältin oder Richterin mache. Das schien ihnen möglich, weil ich sehr gut in der Schule war. Ich entsprach dem klassischen Bild eines Nerds, lernte viel. Als ich 18 war, las ich die Autobiografie einer jungen Frau, die eine Hirnblutung erlitten hatte und daraufhin im Koma lag. Dieses Buch inspirierte mich: Ich fand, Ärztin sei ein sinnvoller Beruf, und teilte meinen Eltern mit, ich wolle Medizin studieren. Mein Vater war total dagegen. Er meinte, wir würden keine Ärzte kennen, die mich unterstützen könnten, und ich würde niemals einen Job finden. Also musste ich mir eine Strategie überlegen, um meinen Vater zu überzeugen.

Wie sah die aus?

Es gibt in Rom eine Universität namens *Università Campus Bio-Medico*, in die nur 50 Studierende pro Jahr eintreten können. Sie steht zwar allen offen und man wird auch finanziell unterstützt, aber nur Topstudierende werden zugelassen. Ich sagte meinem Vater: «Wenn ich es schaffe, in die kompetitivste Universität Italiens aufgenommen zu werden, musst du begreifen, dass ich das wirklich machen will.» Mein Vater glaubte aber nicht daran, dass ich das schaffe, weil ich in Prüfungsfächern wie Chemie, Physik, Mathematik und Biologie noch nicht weit genug war. Als ich Nachhilfestunden in Chemie nahm, lernte ich meinen

jetzigen Mann, einen Chemiker, kennen und verliebte mich. Und zu guter Letzt bestand ich die Aufnahmeprüfungen und wurde fürs Medizinstudium an der *Università Campus Bio-Medico* aufgenommen.

Wie war das Studium?

Fantastisch! Für mich war es eine Freude, zu lernen. Während des Studiums bekam ich ja zwei Kinder. Hätte ich nicht vollends geliebt, was ich machte, hätte ich Kinder und Studium nicht unter einen Hut bringen können. Ich erinnere mich, dass ich mit einem Kind auf dem Schooss Anatomie- und Pathologiebücher studierte und ihm die schönen Bilder zeigte. Wenn ich pensioniert werde, studiere ich nochmals Medizin. Das wäre mein Traum.

Warum entschieden Sie sich für Onkologie als Fachgebiet?

Am Anfang war für mich das Melanom das Hauptthema, weil meine Mutter daran erkrankte. Damals überlebten die Patient:innen mit Metastasen nur sehr kurz. Meine Mutter lebt heute noch. Ich machte meine Doktorarbeit auf diesem Gebiet und forschte weiter im Bereich Immunonkologie. Dann bekam ich eine Stelle im Forschungslabor des Universitätsspitals Zürich. Dort war ich zwei Jahre, vermisste mit der Zeit aber den Patientenkontakt. Ich bat darum, neben meiner Labor-tätigkeit auch Patientinnen und Patienten auf der Onkologie sehen zu dürfen. Man entgegnete, ich spräche ja nur Englisch, das sei schwierig. Ich erhielt aber eine Chance, und irgendwie machte es Klick: Schon nach wenigen Monaten ging es problemlos.

«In der Schule entsprach ich dem klassischen Bild eines Nerds.»

Was gefällt Ihnen an der Onkologie?

Ich möchte spüren, dass meine Arbeit sinnvoll ist, und ich will für jeden Patienten das absolute Maximum herausholen. In seiner unglücklichen Situation möchte ich für den Patienten eine grosse Hilfe sein. Die Onkologie ist das Fach, wo ich diese Haltung am besten einbringen kann. Die investierte Zeit, die Kostengutsprachen, die klinischen Studien und die Entwicklung neuer Therapien – all das gehört zum Package und zu meinem Willen, 300 Prozent zu geben. Lebensqualität zu schaffen resp. ein Leben bei guter Lebensqualität zu verlängern, ist das Beste, was wir als Ärztinnen und Ärzte machen können. Ausserdem ist es absolut faszinierend, welche Entwicklungen es in der Onkologie gibt. Wir sind in einer Zeit der Revolution und ich bin dabei! Für Menschen mit onkologischen Krankheiten können wir noch viel verbessern.

Was machen Sie in Ihrer Freizeit?

Meine Freizeit gehört meinen Kindern, und ich unternehme gerne etwas mit ihnen. Nach 25 Jahren habe ich deshalb wieder damit angefangen, Tennis zu spielen, denn mein kleiner Sohn ist super im Tennis. Ich nehme Unterricht und will mich so verbessern, dass ich nächstes Jahr mit ihm spielen kann. Auch auf Schneeschuhwanderungen gehe ich gern, während mein Sohn Ski fährt – am Schluss treffen wir uns wieder. Mit Skifahren habe ich aufgehört, weil meine Tochter einen Unfall hatte. Ihr ist zwar nichts passiert, aber die Angst ist mir geblieben. Ich koche auch sehr gern.

«Wenn ich pensioniert werde, will ich nochmals Medizin studieren.»

Was kochen Sie am liebsten?

Ich bin immer an Neuem interessiert. Wenn ich irgendwo gewesen bin und etwas probiert habe, möchte ich es möglichst genau nachkochen. In Fribourg habe ich gelernt, welcher Käse für welches Fondue zu wählen ist. Es gibt verschiedene Ansichten: Wenn es darum

geht, welches der beste Käse ist, wird es in Fribourg fast politisch. In Disentis, wo ich oft bin und mich zu Hause fühle, habe ich die Bündner Küche gelernt mit Capuns, Maluns etc. Ich lasse mich inspirieren, wohin auch immer ich gehe.

Kochen Sie auch gemeinsam mit den Kindern?

Ja. Jedes bringt seine Ideen ein und dann entstehen richtige Diskussionen. Oft sprechen wir anfangs über einen Salat und am Ende diskutieren wir über das Leben. Das wird dann sehr philosophisch. Die Gespräche mit meinem älteren Sohn drehen sich häufig um Politik, weil ihn das sehr interessiert. Ich bin sicher, dass diese Diskussionen wichtig sind für die Entwicklung der Kinder.

Welche Sprache sprechen Sie zu Hause?

Mit den zwei älteren Kindern rede ich italienisch. Die beiden sprechen untereinander Zürichdeutsch, aber die Älteste spricht mit dem Jüngsten Englisch. Er hat im Kindergarten so gut Englisch gelernt, dass viele denken, er gehe auf eine internationale Schule, und er liebt Englisch. Meine Tochter respektiert das und redet deshalb Englisch mit ihm. So kann es vorkommen, dass wir am Tisch dreisprachig unterwegs sind. ○



7 FACTS ABOUT ...

Alessandra Curioni-Fontecedro

- 1 Im zweiten Studienjahr diagnostizierte sie bei ihrem Vater eine Herzinsuffizienz und bei ihrer Mutter ein Melanom. «Meine Eltern waren zwar dagegen, dass ich Medizin studiere, aber meine Diagnosen versöhnten sie dann mit meinem Berufswunsch.»
- 2 Bei der Suche nach ihrer Nanny ging sie systematisch vor: «Ich interviewte ca. hundert Personen. Ich hatte eine Excel-Liste vorbereitet und gab Noten ab. Ich wollte jemanden finden, dem ich total vertrauen kann.»
- 3 Sie wandert sehr gern, am liebsten in Graubünden. «Meine Lieblingswanderung führt dem Rhein entlang. Dort findet man mich häufig, ob in den Sommer- oder den Winterferien.»
- 4 Am Kochen liebt sie, dass sie sich sehr konzentrieren muss: «Beim Kochen muss und kann ich für einige Stunden an nichts anderes denken.»
- 5 Vor einigen Jahren machte sie einen Kochkurs für Zürcher Geschnetzeltes und Rösti. «Ich sagte mir, wenn ich schon in Zürich lebe und eingebürgert bin, muss ich das unbedingt können. Mein Geschnetzeltes ist aber nie so gut wie im Restaurant. Ich muss wohl den Trick noch herausfinden oder einen Privatlehrer buchen, um das zu lernen.»
- 6 Ihr Mann ist Direktor des IBM-Forschungslabors in Rueschlikon und Vizepräsident von IBM Forschung für Europa und Afrika. «Er arbeitet ebenfalls viel und verreist oft. Das macht die Organisation mit drei Kindern komplex. Zum Glück haben wir eine Super-Nanny!»
- 7 Ihre Kinder wachsen fünf- resp. sechssprachig auf. «Ihre Muttersprache ist Italienisch. Die älteste hat sogar eine Doppelmatura auf Deutsch und Französisch gemacht. Mit der Nanny – sie ist aus Santo Domingo – sprechen die Kinder Spanisch. Der Jüngste hat von einer amerikanischen Freundin sehr gut Englisch gelernt. Und dazu kommt natürlich Zürichdeutsch.»